Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim

Herausgeber: Heimverband Schweiz

Band: 71 (2000)

Heft: 5

Artikel: Open-Space-Tagung der Fachstelle Lebensräume : das Leben, die Qualität und das Management

Autor: Ritter, Adrian / Bächtold, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-812054

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Open-Space-Tagung der Fachstelle Lebensräume

DAS LEBEN, DIE QUALITÄT UND DAS MANAGEMENT

Von Adrian Ritter

Bis Ende 2001 müssen Werkstätten und Wohnheime für Menschen mit Behinderung ein Qualitätssicherungs-System eingeführt haben. Rund 30 Anbieter solcher Verfahren genügen inzwischen den diesbezüglichen Anforderungen des Bundesamtes für Sozialversicherung[1]. Sind diese Verfahren aber auch in der Lage, die Lebensqualität von Bewohnerinnen und behinderten Arbeitnehmern zu erhöhen? Oder gefährden sie diese vielmehr? Eine von der «Fachstelle Lebensräume» und dem Institut für Sonderpädagogik (ISP) der Universität Zürich organisierte Tagung im März gelangte zu differenzierten Antworten auf solche Fragen.

Die Kontakte zwischen der «Fachstelle Lebensräume für Menschen mit geistiger Behinderung»[2] und dem Institut für Sonderpädagogik haben mit gemeinsamen Forschungsprojekten und rundem Tisch System. Mit der diesjährigen Fachtagung wurde das Ziel verfolgt, Impulse zu liefern und den Teilnehmenden zu ermöglichen, gemeinsam Ideen zu entwickeln und Grundsteine für neue Projekte zu legen.

Impulse kamen zu Beginn beispielsweise von *Ruedi Haltiner*, Tagungsmoderator und Leiter der Fachstelle sowie *Olivia Lutz*, der Heilpädagogischen Beraterin derselben. Sie versuchten, Begriffe aus Qualitätssicherung (QS) und Heilpädagogik einander gegenüber zu stellen und orteten dabei fünf Spannungsfelder.

Spannungsfelder zwischen Qualitätssicherung und Heilpädagogik

(1) Verwaltungsorientierung versus Lebensweltorientierung

Die Gefahr besteht, dass BewohnerInnen zu Betreuungsobjekten gemacht werden, die das effiziente Arbeiten nicht stören sollen. Sogenannt auffälliges Verhalten hat dann keinen Platz mehr, obwohl es gerade auch als eine «Auflehnung gegen das Rationalisieren, gegen administrative Kriterien im Lebensraum» aufgefasst werden kann. Es gelte zu fragen, wo sich auch in unseren Institutionen solche Tendenzen einschleichen.

(2) Dienstleistungsqualität versus heilpädagogische Beziehungsprozesse

Mit der Übernahme von Schlagworten aus der Profitwirtschaft sei der Sache nicht gedient, so Haltiner und Lutz. Vermag eine *Serviceorientierung* wirklich sinnvolle heilpädagogische Beziehungsprozesse auszulösen? Wie soll gute Beziehungsarbeit gemessen werden? Die Qualität der Dienstleistungen in einer Institution lasse sich nicht standardisieren, das Resultat einer Interaktion sei nicht vorhersehbar.

(3) Institutionalisierung versus Validierung der sozialen Rolle

Institutionen zeichnen sich durch einen «Zwittercharakter» aus: sie sind formale Organisationen mit strukturellen Vorgaben und sollen gleichzeitig auch lebensweltliche Orientierung anbieten. Dies widerspreche sich im Grunde. Eine mögliche Auswirkung der Institutionalisierung auf die soziale Rolle der Behinderten könne sein, dass ihre Identität vor allem in ihrer Zugehörigkeit zur Institution und nicht mehr in ihrer Individualität bestehe.

(4) Benchmarking versus Vielfalt in der Grundversorgung

Ein Vergleich verschiedener Institutionen (Benchmarking) hinsichtlich deren Qualität gestalte sich schwierig. Ziel könne auch nicht eine Gleichförmigkeit der Einrichtungen sein: Unterschiede in den Angeboten sollen weiterhin bestehen dürfen.

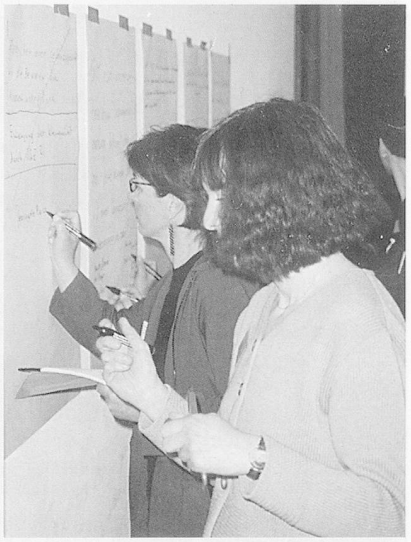
(5) Zertifizierung versus organisationales Lernen

Warum ist eine Zertifizierung überhaupt nötig, wenn Qualitätssicherung auch ohne eine solche möglich ist? Und: Wenn das Heim ein Daheim sein soll, warum dann von «Gästen» und «Kunden» sprechen und unsere Bewohner damit zu heimatlosen Wesen machen? Anstelle einer Zertifizierung wäre das Initiieren gemeinsamer Lernprozesse nötiger. Eine Möglichkeit dazu biete sich im organisationalen Lernen.

Lebensqualität durch organisationales Lernen?

Für die Förderung der Lebensqualität durch organisationales Lernen plädierten insbesondere auch die Vertreter des Instituts für Sonderpädagogik. Dessen Leiter, Professor *Andreas Bächtold*, will dabei zwischen Lebensstandard und Lebensqualität unterschieden wissen. Der *Lebensstandard* sei die materielle Basis des Lebens (Wohnraum, Kleidung, Nahrung u.ä.). Die darauf aufbauende *Lebensqualität* wiederum umfasse drei Bereiche: die Befriedigung (1) des *Selbstverwirklichungsbedürfnisses* (Ziel der Betreuung: personale Identität), (2) des *Zugehörigkeitsbedürfnisses* (Ziel: soziale Integration) sowie (3) die Befriedigung von *Sinn-Bedürfnissen* (Ziel: subjektive Sinnfindung).

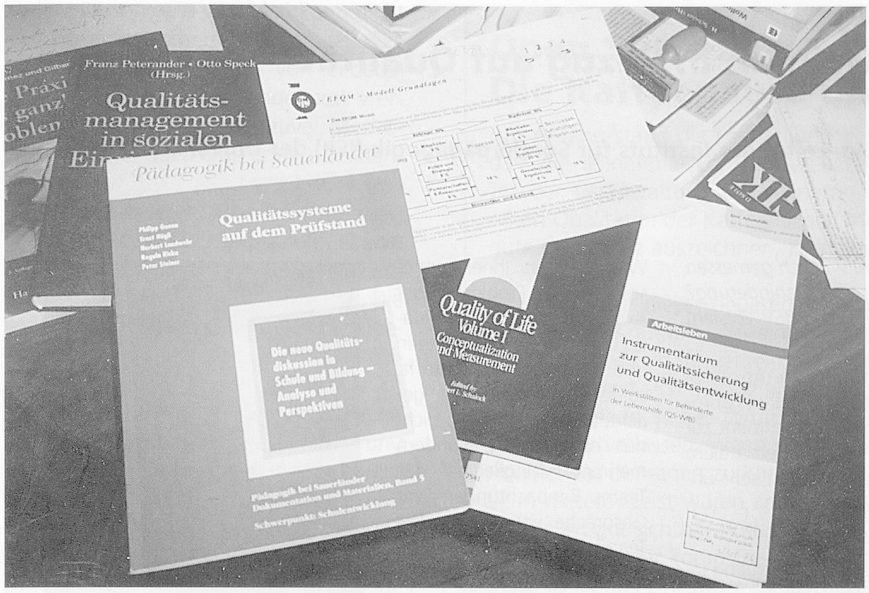
Lebensstandards in Institutionen für Menschen mit Behinderung können und sollen nach Ansicht von *Bächtold* im Sinne der Rechtsgleichheit standardisiert



Open-Space-Tagung: Die Teilnehmenden bestimmen die Themen der Arbeitsgruppen vor Ort selbst und haben das Recht, jederzeit die Gruppe zu wechseln.

[1] Liste der AnbieterInnen von Qualitätsmanagement-Systemen/-Modellen oder -Verfahren (BSV/IV/März 2000)

[2] Die Fachstelle wird getragen von Pro Infirmis, Insieme und Insos.



Qualitätssicherungs-Systeme: Papierberg, der die Betreuungszeit vermindert oder willkommene Entwicklungschance?

werden. Die *Lebensqualität* hingegen entziehe sich grundsätzlich jeder Standardisierung und Routinisierung. Sie könne nicht nach einem Schema unterstützt werden (vgl. Kasten: Nachgefragt).

Es zeige sich dabei gleichzeitig, wo die Förderung von Lebensqualität ihre Grenzen findet: an den Ressourcen, die dem Hilfesystem zur Verfügung gestellt werden, bei der Belastbarkeit des Personals oder dem Wissen und den Fähigkeiten dieser professionellen Helfer. Die Grenzen des letzteren auszudehnen, darauf setzen die Bestrebungen des Instituts für Sonderpädagogik speziell an

Wissenstransfer vom Individuum zur Organisation

Methoden des gemeinsamen Lernens am Arbeitsplatz sollen entwickelt werden. Dabei geht es nach *Daniel Oberholzer,* Lehrbeauftragter am ISP, darum, neue Verfahren der Problembearbeitung zu finden. Diese müssten die Komplexität der vielfältigen Ansprüche an eine Institution als Ausgangspunkt nehmen und in Problemsituationen eine Alternative zu inadäquaten Methoden der Alltagsbewältigung und Schuldzuweisungen bieten. *Organisationales Lernen* scheint den Wissenschaftern dabei eine vielversprechende Methode zu sein. *Traditionelles Lernen* schult Individuen, zum Beispiel Mitarbeitende von Heimen, die das erworbene Wissen anschliessend in die Organisation hineintragen sollen. Problematisch ist dies dann, wenn dieser Wissenstransfer ausbleibt oder das neue Wissen in der Organisation als Gefahr empfunden wird. *Organisationales Lernen* setzt daher auf *Zwischenschritte* vom individuellen zum Organisations-Lernen. Dies kann über *organisationale Wissensspeicher* wie Informationspapiere für die Mitarbeitenden oder «reflektierende Sitzungen ohne Handlungsdruck» geschehen.

Eine Form organisationalen Lernens sollte auch die im Folgenden als Open-Space-Konferenz gestaltete Tagung darstellen (vgl. Kasten).

Eine erste Sammlung von Themen führte zu Diskussiongruppen, die sich beispielsweise mit folgenden Fragen beschäftigten:

- Sind Qualitätssicherungs-Systeme zwingend eine Bedrohung für die Lebensqualität der Bewohnenden?
- Wie können QS-Systeme im Sinne von Lebensqualität genutzt werden?
- Wie kann Lebensqualität, wie kann die Qualität von Institutionen überhaupt gemessen, dokumentiert und verbessert werden?

Erfahrungen mit Qualitätssicherung: «Also angefangen hat es bei uns ganz schön...»

Die eigenen positiven und negativen Erfahrungen im Zusammenhang mit Qualitätssicherung in der eigenen Institution auszutauschen nahm in allen Arbeitsgruppen breiten Raum ein (vgl. Kasten). «Also angefangen hat es bei uns ganz schön», meinte da etwa eine Teilnehmerin. Der Frust für die Mitarbeitenden sei dann allerdings nicht ausgeblieben, als diese bemerkten, dass es beim QS gar nicht um die Lebensqualität der Bewohner, sondern um das Eruieren von Sparpotenzial ging.

Die zahlreichen negativen Äusserungen veranlassten einen Vertreter einer kantonalen Behörde dann, nachzufragen, ob denn hier Qualitätssicherung als solche oder einfach deren Vorgaben und Umsetzung angezweifelt werden. Da schien man sich dann doch einig zu sein, dass Qualitätssicherung an sich sinnvoll ist. Zentral blieb allerdings die grundsätzliche Frage, was denn gemessen werden soll und kann. «Lebensqualität kann nicht gemessen werden, man kann nur dokumentieren, wie ein Betrieb geführt wird. Aber zumindest dies sollte man tun. Ich möchte nicht jeden einfach machen lassen, was er will», wurde geäussert. Ist denn die Grenze zwischen Lebensstandard und Lebensqualität wirklich so starr?» wollte eine

Positive und negative Aspekte im Umgang mit Qualitätssicherungs-Systemen

(Aussagen von Tagungs-Teilnehmenden in den Arbeitsgruppen)

Positive Aspekte

- Wichtig, soziale Arbeit nach aussen darzustellen
- Transparenz: vor 25 Jahren hat jeder einfach mal etwas gemacht
- Abstand vom Alltag, auf die Ideenebene kommen; Leitbildarbeit als sehr positiv erlebt
- Es ist sowieso unsere Pflicht, den Alltag zu reflektieren. «Die Behinderten sind vielleicht auch froh, wenn wir mal ins Hinterzimmer gehen und über unser Tun nachdenken»
- Ist doch berechtigt, dass die Geldgeber wissen wollen, was mit dem Geld geschieht
- QS kann dem Personal mehr Selbstvertrauen geben, die berufliche Identität stärken und eine Voraussetzung für politische Aktivität sein.

Negative Aspekte

- Je mehr Dokumentation, desto weniger Qualität, weil Zeit für die Betreuung verloren geht («Sozialabbau für die Behinderten»)
- Weiterbildungsbudget wurde gekürzt, weil Geld für QS gebraucht wurde
- Gefahr, dass Prozesse definiert/beschrieben und dadurch zementiert werden
- Gefahr, dass nur noch gemacht wird, was messbar ist
- Keine Zeit zur Verfügung, das Tun wirklich zu reflektieren, es lief einfach auf das Suchen von Sparpotenzial hinaus
- Wenn wir QS haben, haben wir deswegen noch lange nicht Qualität

Was soll und kann in Heimen in Bezug auf Qualität gemessen werden?

Nachgefragt bei Prof. Andreas Bächtold, Leiter des Instituts für Sonderpädagogik (ISP) der Universität Zürich

Von Adrian Ritter

***FZH**: Herr Bächtold, was soll und kann denn nun wirklich gemessen werden in Wohnheimen für Menschen mit geistiger Behinderung? Lebensqualität, «KlientInnenzufriedenheit», wie es das BSV vorsieht oder einfach die materiellen Lebensstandards?*

Bächtold: Beliebt sind effektiv Zufriedenheitsmessungen. An unserem Institut wurde im Rahmen eines studentischen Forschungsprojektes von Dölf Looser und Raphael Arnet ein solches Instrument zur Befragung der Eltern, Zuweiser und Abnehmer von Sonderschülern entwickelt und mit Erfolg erprobt. Allerdings gibt es auch sehr undifferenzierte Formen der Zufriedenheitsmessung.

***FZH**: Welche Fragen und Probleme stellen sich denn dabei?*

Bächtold: Wenn beispielsweise nur gefragt wird, ob sich jemand im Heim wohlfühle und bei 80 oder 90 Prozent Ja-Antworten das Ziel erreicht ist, dann ist diese Information in meinen Augen nicht viel wert. Zudem hat man als eines der Hauptprobleme der Zufriedenheitsmessung schon vor vielen Jahren in der Arbeitspsychologie das Phänomen der «resignativen Zufriedenheit» festgestellt: wenn man keine Alternativen hat, ist man auch mit einem schlechten Zustand zufrieden.

***FZH**: Wäre dann ein Konzept von Lebensqualität doch eine Alternative?*

Bächtold: Lebensqualität ist ein an sich abstraktes Rahmenkonzept, welches aber ausdifferenziert werden kann. In den USA ist die Forschung diesbezüglich weiter fortgeschritten. Dort werden beispielsweise acht Dimensionen von Lebensqualität mit insgesamt über 50 Qualitätsaspekten unterschieden und derartige Erfassungsmodelle werden in der Praxis auch eingesetzt. Nach meiner Ansicht stellt eine präzisere Qualitätserfassung eine mögliche Entwicklungsrichtung dar. Zu sagen ist noch, dass auch Lebensqualität nur *ein* mögliches Konzept zur Betrachtung des Lebens in einem Heim ist. Da spielen auch andere Konzepte eine Rolle. Häufig handelt es sich dabei um Weiterentwicklungen des Normalisierungsprinzips.

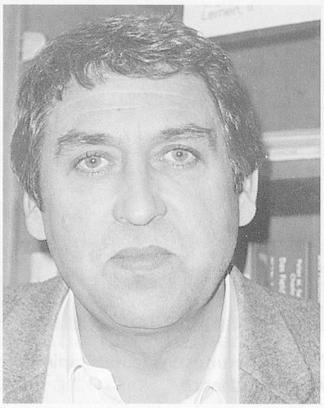
***FZH**: Was läuft denn im deutschsprachigen Europa bezüglich Lebensqualitäts-Forschung bei Menschen mit geistiger Behinderung? Wie weit sind solche Konzepte auch in der Schweiz vorhanden oder anwendbar?*

Bächtold: Es laufen mehrere Projekte diesbezüglich. Zum Teil Übersetzungen von US-Modellen, zum Teil eigene Entwicklungen. Das ISP startet mit der «Fachstelle Lebensräume» und der «Fachhochschule für Soziale Arbeit Zürich» im Herbst ein entsprechendes Projekt.
Das US-Modell arbeitet insbesondere mit dem Instrument des Fragebogens und hat damit natürlich seine Grenzen. Kernproblem dabei ist, dass dieses Modell nicht anwendbar ist für Personen, die durch den Einsatz eines vorgegebenen Fragebogens überfordert werden.
In diesem Falle gibt es nun zwei «Königswege», die eigentlich auf der Hand liegen, aber noch zu wenig begangen wurden. Der eine Weg ist die *Beobachtung* von Menschen mit schwerer geistiger Behinderung, die über keine verbalen Ausdrucksmöglichkeiten verfügen und deren Sprachverständnis erheblich eingeschränkt ist. Wir wissen nämlich einiges über nonverbale Ausdrucksformen und deren Interpretation im Hinblick auf das Erleben von Lebensqualität. Der zweite Weg ist das *Gespräch* mit Personen mit verbaler Ausdrucksmöglichkeit, wobei Form und Inhalt der Gesprächsführung an ihr Sprachverständnis angepasst werden muss.

***FZH**: Auch dabei wird es einige Probleme zu lösen geben. So etwa die Frage nach Objektivität und Neutralität der Personen, die beobachten und Gespräche führen.*

Bächtold: Richtig, aber ich glaube, es lohnt sich, auf diesem Weg zu suchen. Auf jeden Fall wäre es wichtig, die behinderten Menschen selber einzubeziehen und nicht einfach die Angehörigen oder gar nur die Bezugspersonen im Heim zu befragen und ihnen die Einschätzung der Lebensqualität zu überlassen.

Was die von Ihnen angesprochenen Probleme der Auswertung und Interpretation von Beobachtungen und Gesprächen betrifft, sollte vermehrt darauf geachtet werden, dass nicht nur *eine* Person, sondern mehrere Mitglieder des Teams Beobachtungen und Gespräche vornehmen. Die Teamsitzung zur Besprechung und Interpretation der verschiedenen Beobachtungen und Gesprächsergebnisse kann dann als ein Korrektiv wirken. Möglich ist auch, diesen Prozess durch eine Person, die nicht dem Betreuungsteam im engeren Sinne angehört, moderieren zu lassen. Beispielsweise durch die Heimpsychologin, den Heimpsychologen oder speziell ausgebildete Moderatorinnen und Moderatoren.



Prof. A. Bächtold: «Lebensqualität lässt sich nicht einfach mit einem Fragebogen erheben.»

***FZH**: «Lebensqualität entzieht sich grundsätzlich jeder Standardisierung» sagten Sie in Ihrem Referat an der Tagung. Das scheint anscheinend aber nicht zu bedeuten, dass sie nicht messbar ist.*

Bächtold: Ich wollte mit dieser Aussage zwei Punkte klarstellen. Erstens meine ich damit, dass Lebensqualität sich nicht in einem technischen Sinne herstellen lässt. Und zweitens möchte ich zum Ausdruck bringen, dass sich Lebensqualität immer bei jedem Individuum in je eigener Weise konkretisiert. Insofern hat jeder einzelne Bewohner seine eigene Auffassung und Bewertung von Lebensqualität. Deshalb braucht es meines Erachtens das persönliche Gespräch und/oder die individuelle und genaue Beobachtung. Der Nachteil eines Fragebogens ist, dass von der individuellen Konkretisierung der Lebensqualität abstrahiert wird. Messungen mit vorgegebenen Fragen und Antwortmöglichkeiten haben in diesem Sinne immer eine beschränke Aussagekraft. Man muss sich gut überlegen, unter welchen Bedingungen der Einsatz socher Messinstrumente sinnvoll ist.

***FZH**: Inwiefern gehört denn die Messung von Lebensqualität überhaupt in ein Qualitätssicherungs-System? Es ist ja nicht nur die Institution, die auf die Lebensqualität der Bewohnenden einwirkt. Da spielen auch heimexterne zwischenmenschliche Beziehungen sowie intrapsychische Faktoren mit.*

Bächtold: Jede Art von personorientierter Hilfe steht vor dem Problem, dass man das Gewünschte nicht mit Garantie herstellen kann. Das gilt gerade auch für Lebensqualität.
Die Erfassung und auch Messung von Lebensqualität kann ein wesentlicher Bestandteil eines adressatenorientierten Qualitätsmanagements sein. Dabei geht es um die heiminterne Reflexion und Entwicklung der professionellen Arbeit mit dem Ziel einer Verbesserung der Leistungserbringungsprozesse. Das ist die eine Seite. Davon zu unterscheiden ist die von den Leistungsbestellern geforderte Überprüfung der Erfüllung des Leistungsauftrages hinsichtlich der gewünschten Ergebnisse. Dazu wären die von mir genannten Methoden zur Erfassung von Lebensqualität zu aufwändig. Einfachere Instrumente der Zufriedenheitsmessung und die Überprüfung einiger ausgewählter Leistungs- und Ergebnisindikatoren werden wohl den Kontrollbedarf der Leistungsbesteller zufriedenstellen können.

***FZH**: Herr Bächtold, besten Dank für dieses Gespräch.*

Kontakt: Institut für Sonderpädagogik (ISP) der Universität Zürich,
Hirschengraben 48, 8001 Zürich, Telefon 01/634 31 32,
E-Mail Prof. A. Bächtold: baecht@isp.unizh.ch

andere Person wissen. «Man kann nicht mit jedem Instrument alles messen. Die Methoden zur Messung von Lebensqualität müssten auch angepasst werden: es bräuchte qualitative Methoden», meinte dazu eine andere Teilnehmerin.

In einer anderen Arbeitsgruppe wurde betont, dass auch zwischen *Lebensqualität* und *Zufriedenheit mit der Institution* unterschieden werden müsse. Die Zufriedenheit mit der Qualität des eigenen Lebens sei ja nicht nur von der Institution abhängig, sondern umfasse auch das Annehmen der eigenen Situation des Lebens mit einer Sinnesbehinderung beispielsweise. Jemand, der seine Lebensqualität durch eine Behinderung massiv eingeschränkt fühle, könne trotzdem mit der Qualität der Institution zufrieden sein. Lebensqualität könne nicht immer mit Glücklich-Sein zu tun haben: «Wir müssen den Mut haben, Qualität anders zu definieren.»

«Kundenzufriedenheit» und BewohnerInnenrat

Wie soll Lebensqualität definiert und wie kann sie dokumentiert werden? Indem die Betroffenen konsequent befragt werden und die Hauptpersonen für sich selbst sprechen, etwa in einem BewohnerInnenrat, meinte ein Teilnehmer bei der Präsentation der Ergebnisse seiner Diskussionsgruppe. Tatsächlich verlangt auch das BSV explizit eine «Bestimmung der KlientInnenzufriedenheit»[5]. Vergleichsweise unproblematisch dürfte sich dies bei Menschen mit einer Sinnesbehinderung gestalten. So meinte der Leiter eines entsprechenden Heimes: «Unser Qualitätssystem sind die Bewohner selber. Die würden reklamieren oder das Heim wechseln, wenn sie unzufrieden sind.» Nicht ganz so einfach sieht die Sache natürlich im Falle von Menschen aus, die sich nicht verbal äussern können. Aber auch diesbezüglich müssten und könnten Wege gefunden werden, waren die Teilnehmenden überzeugt.

Die «Sprache der schwerer Behinderten lernen», auf nonverbale Äusserungen achten, sowie Bezugspersonen und Angehörigen einbeziehen, wurde dabei als hilfreich erachtet.

Open Space: Die Kaffeepause überflüssig machen?

Am Anfang stand die Feststellung des US-Organisationsberaters Harrison Owen, dass die Teilnehmer von Konferenzen oft die *Kaffeepausen* als den nützlichsten Teil der Veranstaltung bezeichneten. Owen fragte sich: Lassen sich die spezifischen Qualitäten der Kaffeepausen mit den Aktivitäten und Ergebnissen, die eine gute Konferenz auszeichnen, kombinieren? Seine Antwort lautete: «Open Space Technology».

Kernpunkte dieser neuartigen Seminar- und Konferenzorganisation sind «der Verzicht auf Kontrolle, auf ein fertiges Design und eine geplante Agenda». Damit soll ein «freies Feld für gemeinsames Lernen in echter Freiheit» geschaffen werden[3].

Dies äussert sich beispielsweise darin, dass die Teilnehmenden die Themen für Arbeitsgruppen selber formulieren. Sie haben zudem jederzeit das Recht, eine Gruppe zu verlassen, wenn sie das Gefühl haben, dort weder etwas zu lernen, noch etwas beitragen zu können.

In diesem Geist waren an der Zürcher Tagung auch die in jedem Gruppenarbeitsraum gut sichtbar notierten fünf «Richtlinien» formuliert:

(1) Wer immer kommt, ist gerade die richtige Person, (2) Was auch geschehen mag, es ist das Einzige, was geschehen kann, (3) Wann immer es beginnt, es ist die richtige Zeit, (4) Vorbei ist vorbei und (5) Wann immer Du denkst, dass etwas geschehen soll – Du bist der Einzige, der es tun kann.

Damit ist auch bereits die Frage beantwortet, ob es denn eine Gesprächsleitung braucht in der Gruppe: Wer immer das Gefühl hat, dass es in einem bestimmten Moment eine solche braucht, kann entsprechend handeln.

Mehr Freiheit – mehr Verantwortung

Das Feedback zur Tagungsform fiel im Plenum unterschiedlich aus. Spannungen zwischen Freiheitswunsch und Verantwortlichkeitsgefühl wurden da etwa erwähnt. Oder die Gefahr von Doppelspurigkeiten, wenn «neue Leute in die Gruppe kommen und wieder über dasselbe reden wollen». Andere betonten, deutlich mehr profitiert zu haben als von einer Tagung ausschliesslich mit Referaten. Open-Space, so wurde klar, gibt mehr Möglichkeiten, stellt aber auch höhere Anforderungen an die Teilnehmenden. So war es beispielsweise für viele zu Beginn ungewohnt, eine Gruppe einfach zu verlassen. «Ich muss Kreativität zuerst wieder lernen», meinte die eine Person, «es braucht eine Umgewöhnungszeit», eine andere. Der Wert der offiziellen und inoffiziellen Kaffeepausen scheint allerdings weiterhin geschätzt zu werden, wie die Tagung zeigte.

Wer weiss, vielleicht wird Open Space trotzdem zum «most powerful leadership approach for the 21st century», wie das die kanadische Open-Space-Gesellschaft vermutet[4].

Eine nächste Gelegenheit, diese Tagungsform kennen zu lernen, bietet sich an den Open-Space-Konferenzen des Heimverbandes Schweiz:

5./6. Juni 2000	Fachverband Erwachsene Behinderte	Luzern
7./8. September 2000	Fachverband Kinder und Jugendliche	Zürich
25./26. Oktober 2000	Fachverband Betagte	Solothurn

Qualitätssicherung als Entwicklungschance

Liessen gewisse Eingangsreferate der Tagung eine eher negative Sichtweise auf Qualitätssicherung durchblicken, überwogen in den vom Schreibenden besuchten Arbeitsgruppen die Voten, die QS als Chance betrachtet wissen wollen: «Nutzen wir Qualitätssicherung, um einen guten Boden zu schaffen, der Lebensqualität ermöglichen kann», war das Fazit eines Teilnehmers. «Wenn wir genug souverän sind, ist Qualitätssicherung eine Entwicklungschance. Wir dürfen einfach nicht alles mitmachen», gab eine andere Person zu bedenken. Dem konnte auch der Vertreter einer kantonalen Behörde zustimmen: «Mit dem Bundesamt für Sozialversicherung kann man reden. Geben sie denen Rückmeldungen, was möglich ist und was nicht.»

Ob das Ziel der Tagung, Grundsteine für neue Projekte zu legen, erreicht wurde, wird sich zeigen. Die Teilnehmenden wurden abschliessend aufgefordert, auf Plakaten Themen zu notieren, über die sie auch nach der Tagung gerne austauschen würden. Dabei waren auch wieder zwei der grossen Fragen zu lesen: Kriterien für Lebensqualität und Modelle der Mitbestimmung.

Wie hiess das doch gleich? Wir bleiben dran. Die Fachzeitschrift Heim ebenfalls. ■

[3] Burow, Axel-Olaf: Kreative Felder, Klett-Cotta, 1998

[4] Quelle: www.openspacecanada.org

[5] Bis Ende 2001 müssen Methode und Häufigkeit zur Bestimmung der KlientInnenzufriedenheit festgehalten sein. Bis 2003 muss diesbezüglich ein «individueller mit dem BSV vereinbarter Standard erreicht» werden. Quelle: Qualitative Bedingungen für Wohnheime, Tagesstätten und Werkstätten, Nr. 2.5 (BSV/IV/Februar 99)